

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 265.

Dienstag, 27. September

1932.



## ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



23. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Mann machte einen sicheren und ruhigen Eindruck. Unwillkürlich schenkte man ihm Glauben.

Ein junges Küchenmädchen meldete sich schüchtern. „Das Wetter war so schlecht gestern. Und das gnädige Fräulein scheute nicht Sturm noch Regen. Wenn sie im Park gewesen wäre und vielleicht vom Blitz getroffen — oder in den Teich gefallen wäre?“

Clifford und Holm sahen sich an.

Ja! Brigitte ging mit Vorliebe in das tollste Wetter. Diese furchtbare Möglichkeit mußte ins Auge gefaßt werden.

Der erste Tag ging hin. Holm zwang den Jungen, sich hinzulegen und zu schlafen. Er blieb bei ihm im Zimmer und schlief selbst ein wenig — auf ein Ruhebett ausgestreckt.

Holm gestand sich, daß er das Gefühl nicht los würde, Brigitte besinde sich ganz in seiner unmittelbaren Nähe — trotzdem er verstandesgemäß eigentlich überzeugt war, sie sei entflohen. Und sein Gefühl hatte nur zu recht — denn der enge Raum, in dem Brigitte eingeschlossen war, befand sich genau über der Stelle, wo Holm auf dem blaueisernen Rissen des Lagers ausgestreckt war — und wenn dies Geräusch nicht schallfächer abgedämpft gewesen wäre, hätte er die unruhigen Füße der nervös hin und her Wandernden vernommen.

Früh am nächsten Morgen begann von neuem die hastige Suche.

Man sah in jedem Gemach des Schlosses nach — auch in denen, die während Brigittes Aufenthalt nie geöffnet worden waren und die man auch jetzt verschlossen vorfand. Man ging sogar auf den Boden und öffnete jede Truhe, die groß genug war, einen Menschen zu fassen. Alles umsonst.

Merkwürdigerweise war niemandem die in der Bibliothek auf dem Boden liegende Leiter aufgefallen. Henry selbst hatte sie wieder an Ort und Stelle gesetzt, wobei er noch nicht einen Meter von der so schmerzlich Gesuchten entfernt war.

Man suchte nirgends weniger als in diesem übersichtlichen Raum. Aber selbst wenn man gesucht hätte, was hätte es genützt?

Spät am Abend dieses zweiten Suchtages meldete sich ein Auto vor dem Tor. Aufgeregt telephonierte der Hausmeister, der zu öffnen geeilt war, durch das Haus-telephon: „Der Herr Herzog...“

Der Herr Herzog kam aber nicht allein. Tim war mit ihm — Ellen, der Graf Albert und die Kammerzofe der Duchesse.

Man begrüßte sich — von seiten der Neuankommen-

den zuerst mit ehrlicher Freude — von seiten der anderen voll schlecht zu verhehlender Nervosität.

Der Herzog erbleichte, als er die Kunde vom Verschwinden Brigittes vernahm.

Dann aber lächelte er fein.

„Sollte nicht dennoch die junge Dame uns einen Streich gespielt haben? Einen lustigen Racheakt? Wenn sie nun in Hamburg ihren Vater suchte, wie ihr Vater sie hier?“

Henry und Holm schüttelten die Köpfe.

„Das tut Brigitte nicht“, sagte Henry.

„Das sieht meiner Tochter nicht ähnlich“, sagte Holm.

„Sie würde längst hierher Nachricht gegeben haben.“

„Hier im Schloß kann aber doch niemand verschwinden“, warf die Herzogin ein.

Die Dienerschaft hatte eilends ein Diner serviert.

Man aß in Reiseskeidern. Raum, daß man noch an Wahllämpfe und -verluste dachte — aller Herzen, aller Interessen waren bei der Verschwundenen.

„Dies fluchttragende Medaillon“, seufzte der Herzog, als man im Salon den starken und ermutigenden Kaffee trank.

„Es kann das echte nicht sein, Vater. Ich erinnere mich genau, daß das der Ahnfrau außer den Diamanten Saphire hat, Brigittes aber hat Rubinen.“

Goyle zuckte die Achseln.

„Das weiß ich wohl. Aber von einer Nachbildung habe ich nie gehört. Indessen ist es möglich, daß man die Steine ersetzt hat... andere als die ersten aus irgendeinem Grunde eingefügt.“

„Es trägt auf der Rückseite die Jahreszahl Siebzehn-hundertundsieben.“

„Das ist das Jahr, in dem sich unser Zweig von dem älteren löste — Untertan der englischen Königin wurde!“

„Was in aller Welt hat es für eine Bewandnis mit diesem Medaillon und seiner Bedeutung für Ihren Prozeß?“ fragte Holm.

„Das war ein Geheimnis, solange ich meine Ansprüche an die Arlessche Erbschaft aufrechterhielt. Aber ist bin fest entschlossen, zu verzichten. Es kommt doch nichts dabei heraus, und selbst wenn das Medaillon, wie ich allerdings glaube, das echte ist — es ist noch ein weiter Weg bis zur Gewinnung des Prozesses. Mich aber —“, und der Herzog lächelte ein gutes Lächeln, „hat die letzte Zeit mit ihren Ereignissen vor mir selbst gewarnt. Ich werde noch in den nächsten Tagen entscheidende Schritte tun. Meine Rechtsanwälte freilich sind anderer Meinung...“

„Sind die nicht zu sehr persönlich interessiert, um

elne Meinung von Wert haben zu können?" fragte Holm, vorsichtig mahnend.

Der Herzog zuckte die Achseln.

"Es sind doch gebildete Menschen mit Verantwortungsgefühl — ich möchte nichts Schlechtes von ihnen annehmen."

"Mein Vater ist ein unverbesserlicher Optimist", seufzte Henry Clifford.

"Und mein Sohn", lächelte gewinnend die schöne Duchesse, "hat diese liebenswürdigste Eigenschaft seines Vaters geerbt."

"Aber der Herzog wollte von dem Medaillon und seiner Bedeutung erzählen", warf Graf Albert ein.

"Sind wir in der Stimmung, zu lauschen?" fragte die Herzogin. "Obwohl auch ich wirklich begierig bin, von dem Phantom Näheres zu hören, dem mein Mann nachjagt, solange ich ihn kenne. (Und das unsere Ehe zerstört hat, ehe sie begonnen, setzte sie in Gedanken hinzu.) Aber wir sind doch alle mit Herz und Gedanken bei der Verschundenen."

"Was können wir heute Abend noch tun?" seufzte Holm.

"Und was — was morgen noch?"

"Ihr habt den Turm doch untersucht, Henry?"

"Den Turm? Gewiß, Vater. Soweit es da etwas zu untersuchen gibt. Aber es ist kein Zugang vorhanden. Weder von dem Boden aus, der über der Bibliothek liegt und vollgepfropft ist von allerlei seltsamem Unrat, den der letzte Besitzer nicht fortgeschafft hat — noch von unten irgendwo. Wir sind rings um die Mauern herumgegangen — der Hausmeister und ich. Nirgends die Spur von einem Eingang."

"Ja", sagte der Herzog, "ein gänzlich nutzloser Bau. Und noch nicht einmal schön. Vielleicht werde ich ihn abreißen lassen — späterhin. Wer den hat aufrichten lassen, muß weder praktischen Sinn noch guten Geschmack gehabt haben."

"Da kein Eingang vorhanden ist, ist es ja auch unmöglich, daß Brigitte hineingeraten ist."

Der letzte Besitzer hat dieses Schloß maßlos vernachlässigt. Es war — innen und außen — völlig verwildert, als ich es übernahm — und ich muß meine Agenten loben, die es verhältnismäßig schnell, gut und standesgemäß hergerichtet haben."

"Und wer war der letzte Besitzer?"

"Ein direkter Nachkomme der Arles — ein Witwer oder Junggeselle, der vor etlichen Jahren starb."

"Und nach seinem Tode fiel die ganze Erbschaft an den Staat?"

"Wäre gefallen, Graf Albert — wenn ich nicht den Prozeß begonnen hätte."

"Dann ist der Mann schon dreißig Jahre tot?"

"Dreißig Jahre, Ellen."

"Ein verwünschtes Schloß — mir graut ..."

"Ach, Mutter — du mußt es am Tage sehen. Es ist ein Märchenpalast an Schönheit."

Die Herzogin lächelte ihren Sohn an.

"Ja — für dich!"

"Aber, was — was können wir noch tun — wo kann sie sein?" rief Henry in ausbrechender Verzweiflung, durch die neckenden Worte der Mutter an das erinnert, was er fürchten mußte, endgültig verloren zu haben.

Alle schwiegen ratlos.

Da trat Jim — der mit der Unpersönlichkeit des tadellosen herrschaftlichen Dieners serviert hatte — entschlossen vor und sagte, sich höflich und wie um Entschuldigung bittend, verneigend:

"Wenn der Herr Herzog gestatten — ein Polizeihund ...". Henry jubelte auf.

"Jim — Jim — warum hast du das nicht eher gesagt!" "Es fällt mir selbst erst eben ein."

Der Herzog blickte auf seine Armbanduhr.

"Es ist noch nicht neun Uhr — Jim, fahr' nach Dnyeres hinunter und veranlasse das Nötige."

Jim verneigte sich. Sein gutes Gesicht strahlte vor Stolz und Vergnügen. Er hatte für Brigitte immer eine bescheidene, väterliche Liebe empfunden. Hatte sie ihm nicht als ersten eine Art Vertrauen gezeigt? Wenn

er derjenige sein dürfte, der den Weg, sie aufzufinden, entdeckte?

Nun, Herzog, nach dieser erleichternden und etwas Hoffnung gebenden Idee Ihres vortrefflichen Dieners erzählen Sie uns etwas von Ihrer Prozeßgeschichte."

"Wenn nur ... nur Brigitte noch lebt?" sagte Henry leise, und aus seiner fast verlagenden Stimme, sprach eine Welt von Angst und Liebe.

"Ich —", sagte Holm mit Zuversicht, "kann nicht umhin! Ich habe das unabweisbare Gefühl ... sie ist in unserer nächsten Nähe."

Sie schwiegen alle. Keiner wagte zu hoffen, daß der Vater recht habe — und keiner glaubte es.

"Erzählen Sie also, Herzog", mahnte Albert — der Unbeteiligtste und Hoffnungsvollste im Kreise.

"Sie sagen — Prozeßgeschichte", erwiderte der Herzog; "es ist aber mehr noch Familiengeschichte — und fast ein Stück Weltgeschichte."

"Du machst uns neugierig, Vater."

Bisher, mein Sohn, zeigtest du wenig Neugierde auf diese Dinge."

"Du weißt, ich habe diesen Prozeß glühend gehaßt (denn er hat mir fast meine Kindheit verdorben, fügte er in Gedanken hinzu); aber rein sachlich interessiert mich das Geschick meiner Vorfahren natürlich außerordentlich."

Ich werde mich kurz fassen — muß aber weit zurückgreifen. Die Arles waren als nahe Verwandte der Bourbonen eines der edelsten Geschlechter Frankreichs. Ihr Wappenspruch war noch stolzer als der der Rohans. Sie wissen doch, lieber Senator — *Prince ne daigne, Rohan je suis*. — Prinz? Was soll's — Ich bin ein Rohan ... Die Arles sagten: *Ne cède que Dieu*. — Ich weiche nur vor Gott. — Ihr Charakter — so im allgemeinen — entsprach dieser Losung. Schurken gibt es überall. In den vornehmsten Familien oft die vom reinsten Wasser — was ich für einen Ausgleich mehr als für einen Paradoxismus der Natur halte. Ein solcher Schurke war es, der Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Geldgier und Grausamkeit berühmt wurde. Er war ein Freund Ludwigs XI., der ihm die Herzogswürde verlieh, weil er ihm mit rücksichtsloser Energie geholfen, die großen Vasallen zu unterdrücken und ihm die *Ligue du bien public*, die sie gegen den König geschlossen und der er angehört hatte, schonungslos verriet. Dieser — François — hatte einen um mehrere Jahre jüngeren Bruder, mit dem er das Erbe, das er reichlich vermehrt hatte, zu teilen gezwungen gewesen wäre, wenn er nicht von seinem königlichen Herrn her die Mittel und Wege gekannt hätte, sich unliebsame Verwandte vom Hals zu schaffen. Henry — der jüngere — verschwand vom Erdboden. Nie hat irgendwer zu wissen bekommen, wo er gemordet und wie, nur das wußte man: François war nun der alleinige Besitzer der Arles'schen Güter — und er freute sich dessen. Dieser François hatte eine kluge und feine Mutter. Sie war eine Prinzessin von Navarra und besaß die ganze hohe Kultur der Frührenaissance. Sie hatte ihren Sohn Henry von ganzem Herzen geliebt. Vielleicht haßte der Rain François seinen schönen und gebildeten Bruder auch um dieser Liebe der Mutter willen. Sie zog sich nach dem Tode des Lieblings auf ein Schloß der Arles' in der Bretagne zurück — denn daher stammt das Geschlecht. Der Name Arles ist von Louis XI. eben nur verliehen. Stadt oder Provinz Arles in Südfrankreich haben gar nichts mit unserem Geschlecht zu tun."

"Mit unserem?" unterbrach der Senator. "Sie, Herr Herzog, sind Engländer und heißen Goyle."

"Sie werden sehen. Also die edle Isabella zog sich auf jenes Schloß zurück ... in dem heute übrigens noch ihr Porträt mit dem Medaillon zu sehen ist. Als sie von dem Tode Henrys erfuhr, sandte sie an ihren älteren Sohn nur die eine Bitte: Verschaffe mir, Raim, eine der blonden Locken deines Bruders Abel. Franz gewährte diesen Wunsch. Er ließ das vielgenannte Medaillon anfertigen und ihr zustellen mit der Weisung, es enthalte eine Locke des Verstorbenen — wenn sie sie sehen wolle, müsse sie nur die Mechanik des Schmuckstückes zu gebrauchen wissen." (Fortsetzung folgt.)

# Florians Erkenntnisse.

Skizze von Dorothea Hollatz.

Ein abendlicher Gang mit dem Koffer auf der Schulter vom Bahnhof zum Strandhotel hat Florians junges Herz entzückt. Er singt noch abends im Bett und pfeift schon, ehe der Bahn kräht. Um die Mittagszeit lehnt er an der väterlichen Limonadenbude und sieht die Strandpromenade entlang, denn er weiß: es geht eine junge Dame vorüber, weiß und schön, und nickt ihm zu: „Da steht ja wieder mein Gepäckschützer von neuem!“ Und Florian redet sich blutübergossen hoch und grinst.

Heute bleibt sie sogar stehen. Sie sieht Florian an und fragt: „Kannst du rudern?“ — Ja natürlich, er sei doch am Wasser groß geworden. — „Willst du mich morgen mal rudern?“ — „Warum erst morgen?“ fragt er gebohrt. — „Ja, morgen.“ Und sie verabredeten die Zeit. — „Ist rudern teuer?“ fragt sie noch. — „Dreißig Pfennig die Stunde“, entgegnet Florian gefasst und männlich. — „Das geht.“

Das Meer liegt glatt wie blaues Pergamentpapier, als Florian die junge Dame ins Boot fährt. „Dorthin?“ fragt sie. — „Rein, dahin“, deutet er, und sie setzt sich ans Steuer.

Der Junge treibt das Boot mit starken Stößen aufs offene Wasser. Immer, wenn er sich bei dem beweglichen Spiel des Ruderns zurückbengt, schnellen seine Knie vor, und die derben Bootsstiefel berühren die weißen Strandsandalen der jungen Dame. Sie spürt es kaum; ihm aber wird das Blut in den Adern heiß.

„Florian, das ist eigentlich ein tonischer Name“, beginnt sie. „Woher hast du den? Und wie alt bist du eigentlich? Ich glaube, ich müßte Sie sagen.“ — „Sechzehn“, antwortet Florian, „da kann man noch du sagen, ich tu's dann eben auch. Und Florian heißt ich nach meinem Vater. Und du?“ — „Anna.“ — Florian reißt die Ruder durchs Wasser. Anna? Das ist nichts. So heißen seine Schwestern und Tanten auch. Das ist doch kein Name für ein so helles und städtisches Geschöpf! Er sieht sie an, und sein Blut beginnt zu kochen. Er malt sich aus, daß Anna ihm gehöre, und daß er sie aufs Meer hinausrudern dürfe, so weit er wolle. Und dann würden sie in der Mittagssonne belegtes Brot essen und Saft trinken — keine Pfandlimonade aus Vaters Bude. Und seine Brüder, ha, die würden gucken! Aber Anna wird ihn wohl nicht heiraten wollen, sie ist zu schön für ihn. Und vielleicht mag sie ihn auch gar nicht leiden.

Tiefinnig sieht er den Horizont ab. — „Bist du müde?“ fragt Anna, „so mach eine Pause.“ Er ist nicht müde, aber er zieht die Ruder ein und faltet die Hände auf den braunen Knien. „Der Himmel sieht nicht gut aus“, meint er. — „Ach was“, ist die Antwort. Und sie lachen sich an. „Du wirst sicher mal ein hübscher Kerl“, sagt Anna, „bei uns in der Stadt sind die Jüngens nicht so. Sie haben ganz andere Augen. Ich glaube zum Beispiel, daß du nicht lügen kannst.“ Er denkt nach. Das ist so eine Sache; ein ganz reines Gewissen hat man eigentlich selten, ohne zu wissen warum. „Mag sein“, gibt er zur Antwort. Und nun tönt nur das rhythmische Anschlagen des Wassers im Takt mit dem Pochen seines Herzens.

Blöblich — Florian weiß nicht, woher ihm der Mut kommt — fragt er: „Magst mich heiraten?“ — „Warum nicht?“ Anna macht lustige Augen und schnippt mit den Fingern. — „Und Kinder haben, eine ganze Menge?“ — „Natürlich.“ Vanges Stillsitzen. — Endlich: „Ach 'ne Kuh oder zwei?“ — „Ach das.“ Aber sie wird nicht mellen können, denkt Florian. Und wenn er Miß fährt, wird sie sich die Nase zuhalten. Wer weiß?

Anna beobachtet das Rüstenspiel seiner Knie. Ist das ein Kauz, der Florian. So was hat sie noch nicht erlebt! Ob er es im Ernst meint? Er sagt: „Aber die Schuhe da, die weißen, die kannst du dann nur für Sonntags gebrauchen.“ — „Wacht nichts.“ — Inzwischen beginnt am Himmel ein dunkles Spiel; das Wasser unterm Kiel wirft Blasen auf. Florian wendet und wirft sich mit aller Kraft in die Riemen. „Ruh das sein?“ fragt Anna belustigt. Er zieht die Brauen hoch und beschreibt mit dem Kinn einen Halbkreis. — „Witten im Arbesten geht es ihm heiß durchs Herz.“ Sagte sie nicht, daß er ein hübscher Junge sei? Er fragt laut mit einer Stimme, die schwer von junger Liebe ist: „Magst mich küssen, Du?“ — „Freilich“, lacht sie sonderbar.

Er läßt die Ruder los und nähert sich ihr kniend. Mit baumstarken Armen sucht er ihre Nähe. Doch sie schreit: „Du bist verrückt, Florian, laß mich los!“ — „Du hast's gesagt!“ empört er sich. Er ist kein Spielzeug. Seine Liebe wird Mut. Sie stemmt sich mit beiden Händen gegen seinen Mund; er atmet den fremden Duft dieser unverbrauchten Hände. Seine Augen sind dunkel vor Erregung. Das Boot schwankt. „Sei vorsichtig“, schreit sie. „Du hast's gesagt!“ — „Das war doch alles nur Spaß; hast du denn das nicht gewußt?“ — „Was, Spaß?“ — „Alles. Das mit Anna und mit dem Heiraten und den Küßen. Eben alles. Das ist doch klar.“ — Er sieht sie mit Raubtieraugen an, so daß sie blaß wird bis unter die Haarwurzeln.

Dann biegt er sich zurück, nimmt von neuem die Ruder. Von seinen Schläfen verliert der Schweiß. Anna sitzt vor ihm zusammengefunken da. Sie, die mit sieghaften Händen spielerisch

nach des großen Knaben Herz tastete, wagt nicht die Augen zu heben. Er überlegt ein paar lange Sekunden, weiße Blässe im Gesicht; dann spuckt er aus. Und während er mit voller Kraft dem Unwetter zuvorzukommen sucht, geht ihm vieles durch den Sinn: Er sieht sich, den dummen Buben, als Sieger aus einem seltsamen Kampf hervorgehen, und sieht sich gegenüber eine junge Dame von äußerem Liebreiz, gewillt zu spielen, wo auch immer sie ein Spielzeug finden mag. — versagend, wenn es gilt, die Spielregeln zu beherzigen. Farblos, bemitleidenswert und doch nicht ganz so schlecht, wie er noch vor Minuten zu denken geneigt war. Gottlob, er fühlt in sich das gute Blut, das saugt keine Bitterkeit auf, und er beginnt leise zu pfeifen.

Und als Anna ihm zum Abschied das Geld hinhält, nimmt er es — warum nicht? — aber die Hand, die sie ihm reicht, ergreift er nicht. „Auf Wiedersehen, Florian.“ Sie hat Tränen in den Augen. — „Leb wohl, Anna.“

Und nun pfeift er wieder laut und fröhlich wie zuvor, wenn auch in einer tieferen Tonlage.

## Schiroffonacht.

Von Erich A. Schmidt.

Das Meer brodelte erregt, grüne Wirbel stoßen gestaut aneinander, die verletzten Boote im Hafen schwanen; ein Segel, niedergerissen auf die Wasser, flutete mühselig der Mole entgegen. Die schroffen Umrisse der Vorgebirge, steile Wächter der weiten Bucht, im Sonnenschein sanft gefügt zu klassisch klaren Linien — sie scheinen, im Sturm zerseht, zu vibrieren.

Die breite Hafenstraße, durch mächtige Tore und altersbraune Paläste flankiert, wird von hochlobernden Staubmassen gepeitscht, die Allee der bizarren Korallenbäume flattert und flirrt, am Schutzeländer der Mole stödet der Sturm.

Buntbemalte Sijilianerlarren bohren sich durch die segenden Pulverfahnen, die Maultiere, von Peitsche und Schnalzlauten angetrieben, trotten mühsam dem atmosphärischen Druck entgegen, aus etlichen Wagen zischt schwarzer Kohlenstaub auf die Straße herab.

Hinter dem Hafen liegt die südliche Stadt, vom Schiroffo durchpflissen, ein Blutgefäß, grau überwallt. Fern, über den vertrockneten Dächern der Häuser, den kumpfen Türmen der Kirchen reckt sich der feinerne Kranz der Berge empor, von denen der Südwind mit heißer Wucht herniederstößt.

Die gebräunten Menschen schleichen ermattet an den Wänden entlang, junge Mädchen, wenn sie die Piazzas kreuzen, scheinen mit gebauchten Köden gewichtlos zu schweben, Papierfächer segeln rasend zu Häuserfronten empor.

Ich lasse die Gefährten, deren Kopf vom Sturwind schmerzt, in der Hut von Freunden zurück und fahre, als der Abend dunkelt, hinaus vor die Stadt, zu dem einsamen Hause zwischen Zitronengärten, wo nur die wachsamten Hunde heulen. Eine Stunde lang segt Pulverstaub durch die fensterlose Tramway bedrängend über meinen Kopf hinweg.

Auf der Dorfstraße sitzen ganze Familien ermattet neben den Türen: sie ziehen den Staub der erstickenden Luft in ihren engen Zimmern vor. Ich stolpere über schlafende Hunde, und während ich, zwischen den hohen Mauern der Limonengärten, vorwärts tappe, ist es dunkel geworden. Aber den Baumtronen heulen Kanakaden, hier trägt der Wind keinen Staub mehr davon, doch um die brüchigen Steinwände flattern die Schatten der Bäume gleich gigantischen Fledermausflügeln. Ich erschreke heftig, als ich vor dem hohen Tor des Hauses an einen weichen Körper stoße: es ist Kimo, der alte Gärtner, der, mich erwartend, auf dem Erdboden eingeschlafen war. Run erhebt er sich müde, stammelt „Scirocco“ und schreitet auf seinen seitwärts stehenden Beinen über den langen Hof, dem dunklen Gärtnerhaus entgegen.

Die Zimmer oben sind tot wie nie, der heiße Atem des Windes jagt durch die offenen Türen, aber die Einsamkeit macht sie zu phantastischen Gewölben, über deren Wände mein Schatten hilflos irt.

In Scharen flattern Motten mit goldglänzenden Flügeln gegen das Licht, die Mäden summen aufgeregt, im dunklen Garten tobt ein Chor von mystischen Tönen; die hohen Olbäume zischeln, bide Zitronen poltern aufs Erdreich, die Zweige der Königspalme rudern wie Windmühlensflügel vor dem schwarz-braunen Himmel. Die Blätter des Gummibaums klirren gleich metallenen Scheiben, und wenn sie fallen, kreisen sie schabend um Stamm und Luftwurzeln herum.

Ich verlösche das Licht und flüchte unter das Moskito-netz, um den mörderischen Luftsaugern zu entgehen, noch lange höre ich den Tanz der Motten um die Glaswände der Lampe, zu meinen Haupten surren die Einschlupf suchenden Mäden. Ich liege wie in einer Schlucht des wilden Westens von Amerika, über die zackigen Schroffen blicken gierige Indianer Augen, um vergiftete Pfeile in mich zu senden.

Im Halb-schlaf wälze ich mich quer über die Kissen und höre menschliche Stimmen im Hof. Mühselig krieche ich aus dem Reg,

trete ans Fenster und sehe zwei Schemen zum Gärtnerhaus schleichen, es ist keine Täuschung, schwarze Männergestalten, schweigend nun, gehen unhörbar über den raschelnenden Hof.

Will man den alten Gärtner seiner letzten Habe berauben? Ich denke an den Aufseher einer Nachbarschaft, den Mafiosi mordeten und in eine Grube warfen. Man hörte seinen Schrei durch die Stille der Nacht, doch niemand kam ihm zu Hilfe. Dem Besitzer der Zitronengärten, die sich rund um diese hohen Mauern ziehen, erschloß man heimtückisch zwei Söhne in einer Nacht.

Es ist ein blutgebängter Boden rings um mich herum, Mord und Verbrechen aller Art geschehen darauf bis in die jüngste Zeit, und wenn man auch in den letzten Jahren mit furchtbarer Gewalt den Schreden der Mafia auszurotten suchte, konnten nicht dennoch die alten Instinkte wieder erwachen? Selbst wenn ganze Dörfer ihrer Männer beraubt wurden — Tausende liegen auf Afrika oder in Pozzuoli hinter Kerlergittern —, ließen sich diese unterirdischen Kräfte, seit Jahrhunderten mächtig im sizilianischen Volke, mit einem Schwertschlag vernichten?

Ich lausche in die fauchende Stille des Gartens hinaus, die Ratten quetschen am Stamm der Palme, Fledermäuse fliegen wie irrsinnige Schatten an der Hauswand entlang. Mein Baumen steht, die Kefle brennt, ich stürze ein Glas lauwarmes Wasser hinab, stecke die elektrische Lampe und eine Waffe in die Pyjamataste und tappe geräuschlos die Treppe hinunter. Da ich im Dunkeln gehe, tragen meine Hausschuhe auf Schabenrücken nieder, so daß ich bis ins Hirn den zermalnenden Druck verspüre. Die Miegel kreischen an der dreifach verschlossenen Tür, ich wehe in den Sturm hinaus; am Zaun, der Hof und Garten trennt, lodert mir grünes Licht zwiesach entgegen, aber schon senkt sich wieder mein Schreden, als ich schmeichlerische Wärme an den Reimen verspüre: es ist der graue Kater des Gärtners, der sich an mich drängt; sein Fell scheint Funken zu sprühen.

Das Knacken morscher Blätter und Zweige zerreißt der Sturm, ich schleiche dennoch wie ein Dieb dem dunklen Hause entgegen, nehme die uralte Olive, den laubschweren Maulbeerbaum als Deckung und spähe endlich über das bizarre Gezweig einer hohen Opuntie dem offenen Türloch des alten Rino entgegen.

Meine Taschenlampe zuckt auf — im runden Schein des Lichtes, wie von einer Laterna magica beleuchtet, sitzt der Gärtner stumm und friedlich zwischen seinen beiden Kesseln. Die jungen Leute erheben sich und sagen erkannt „Buona sera“ — sie hatten, von ihrer Arbeit auf den Abhängen der nahen Berge heimkehrend, bei ihrem Onkel Rasi gemacht. Ich biete ihnen Zigaretten an und wandere beschämt davon. Bald darauf gehen sie still durch den Hof, ich höre den Torriegel klirren, und Rino, auf nackten Sohlen, tapft huckend von neuem seinem Häuschen zu...

Stundenlang lausche ich vergeblich Schlaf. Die schwüle Luft, die in Eden bis unter mein Moskitonez kößt, läßt mich nicht atmen; die Bäume im Garten türmen, ihre harten Blätter klappern gepeitscht. Schließlich stehe ich auf und trinke den Saft einer Zitrone, der Pyjama klebt feucht auf meinem Körper, ich werfe ihn ab und fühle augenblicklich, wie die Mäden sich festsaugen. Irtsinnig schlage ich auf sie ein und laufe in Schuhen, weil ich die Schaben fürchte, die Treppe hinab in den Garten hinein.

Nun bläst mir der Schirotto ungestüm in alle Poren, die heiße Luft hält mich ein wie Mantel ein; ich kreise um die Palmenstämme, deren Bedel nach mir schlagen, voll Eile, aus Scheu vor den Ratten, die oben in der Krone sitzen und des nachts am Stamm herabgleiten. Zuweilen, wenn ich die Taschenlampe aufzuden lasse, huscht ein Geco, auf seiner Jagd gekört, ins Gebüsch, eine Kröte hüpfst davon, die Fledermäuse entfliehen dem Schein des Lichts. Ich erschrecke, wenn die Zitronen polternd auf den Boden fallen, doch die Glut dieser Nacht läßt das Entsetzen zu einer Wollust werden, ich sehe mit dem Kegelstrahl meiner Lampe über die hohen Mauern hin, ob keine Räuberbande zwischen den aufgereihten Glasplättern hänge; ich krieche in die leeren Stallungen hinein, die einstmalis Tiere aller Gattungen bargen, früher, als die nun zerfallende Familie auf dem Gipfel ihres Reichthums stand. Durch die hohen Hallen der riesigen Magazine gehe ich fliehernden Schrittes, jetzt ist verrottet alles, wo ehemals der feurige Marsala gefestert wurde, wo der süße Tranf ungeheure Fässer in langen Reihen füllte. Nun hängen Spinnweben, did wie Tücher, vor den Spitzbogenschleiden, Nachtgeflügel raschelt durch morsches Stroh, mein Schritt klingt hohl wie in Grabgewölben. Ich steige auf den Turm, der von Eidechsen wimmelt, sie fliehen erschreckt, ich lasse, auf der Plattform, den Südwind fauchend um meine Haut wirbeln, fast reißt er mich um, aber ich fühle entzückt die Wucht seines urhaften Wehens. Die hohe Fohrenkranke knirscht, als wolle sie auf mich stürzen. Unter mir sehe ich ein dunkles gewaltiges Bogen von hunderttausend Wännen, an denen der Schirotto wie an starken Gegnern zerrt, verschwommen dringt das Heulen der Hunde aus den Tiefen der Gärten herauf, schemengleich reden sich die Bergkonturen in der Munde, und fern über der Stadt zuden Laufende von Lichtern, schwach flimmern und zugehört von rötlichen Wolken irisierenden Staubs. Ich fühle mich vor Müdigkeit schwanen und steige die morsche

Treppe hinab, die Turmfenster klirren, von neuem umfängt mich die gestaute Glut dieser engen Wände. Über Hof und Garten ziehen, ansehend und verebbend, die Stöße des Schirotto, ich schleiche meine Tür und krieche taumelnd unter die Falten des Moskitonezes.

Bevor ich einschlafe, weht das Segel vor mir her, das am Morgen schiefgepreßt im Hafen kreuzte, Rufe der Not bringen durch das Chaos an mein Ohr. Ich sehe eine Frau, deren Stirne fremde Hände mit kühlenden Tüchern bedecken — Schweiß rinnt mir von Brust und Stirn, doch ehe ich ihn trocknen kann, entschwinden mir die Sinne. Wie Ohnmacht ist der Schlaf dieser Nacht.

## Ganz harmlose Junggesellengeschichten.

Von Peter Robinson.

Der würdige ältere Herr, der seiner Familie ins Seebad nachreiste, unterhielt sich recht gut mit dem Herrn auf dem andern Caplag. Sie fanden sich auf dem bekannten Boden gleicher politischer Anschauungen, und das ergibt immer ein angenehmes Gespräch. Aber dann, als sie auf die Steuern kamen, und der würdige ältere Herr weiteren Ausbau der Junggesellensteuer verlangte, wurde der andere wild. „Unmöglich! Ich bin Junggeselle. Das geht aber den Staat gar nichts an; er hat kein Recht, sich in die wichtigste persönliche Entschliekung des Menschen irgendwie hineinzumengen.“

„Die Ehe gehört zum Wohl des Staates und der menschlichen Gesellschaft.“

„Aber es gibt Ausnahmen! Denken Sie doch an jene Chelosen, die vielleicht gerade, weil sie nicht verheiratet waren, alle ihre Anstrengungen nur in den Dienst der Menschheit gestellt und ihr Großes geschenkt haben. Bitte, denken Sie an Kant, an Newton, an Leibniz —“

„Nun ja, da haben Sie recht, solche Fälle kann man gelten lassen. Darf ich fragen: was sind Sie von Beruf?“

„O — ich bin Oberpostsekretär.“

Hausfrauen unterhalten sich gern über die Dienstboten und pflegen sehr dabei zu klagen; Junggesellen, die einen eigenen Haushalt führen, tun das gleiche bezüglich ihrer Wirtschaftserinnen.

„Seht hab' ich wieder mal 'ne neue“, erzählt Muffel dem Kollegen Stanzer. „Mit der wird das aber nichts werden; sie will nicht abrechnen. Das muß doch aber sein. Rechnet Ihre ab?“

Stanzer seufzt. „Ree, die rechnet zu.“

Ashenbach verteidigt sich gegen Frau Oekonomierat Brunzlow, die ihm sein doch so gänzlich nutzloses Junggesellendasein vorgeworfen hat. „O nein, Frau Oekonomierat — keineswegs hat mich schmöder Eigennutz von der Ehe abgehalten. Gern hätte ich eine liebe Frau gehabt, für die ich mit Freude gesorgt hätte. Aber die Kinder, Frau Oekonomierat, die Kinder! Welch ein Risiko! Wenn sie klein sind, dann sind sie ja nett, aber später — o, welche Enttäuschungen kann man da erleben! Das ist es! Die Angst vor ungeratenen Kindern hat mich Junggeselle bleiben lassen.“

„Ach was — die Kinder hätten ja gar nicht nach Ihnen zu geraten brauchen.“

Benno Popp versuchte zwar, höchst gleichmütig zu erscheinen, aber man konnte doch spüren, daß ihm eine Laus über die Leber gelaufen sein mußte. So sagt man ja, wenn auch Läufe nicht zu laufen und vollends glücklicher Weise nicht bis an die Leber zu gelangen pflegen. „Nun ja, die Sache ist aus“, erzählte er. „Verlobt gewesen — Ecks! Hätte mir das eigentlich nicht gedacht, aber was will der Mensch machen, wenn die alten Weiber es nicht lassen können, herumzulustnuffeln. Was hat die Olle getan, die Mutter meiner verstorbenen Braut nämlich, die Dame, die beinahe die Ehre gehabt hätte, meine Schwiegermutter zu werden? Macht sich die Frau doch hinterücks an meine Zimmerwirtin heran, bei der ich nun schon drei Jahre wohne, lüderelt sich mit ihr an und forscht sie heuchlerisch aus, was ihr Zimmerherr, nämlich ich, der Benno Popp, wohl so alles getrieben hätte. Ich bin einfach Narr gewesen, als ich dahinter kam. Welch ein gemeines Mißtrauen, was für ein hinterlistiges Verfahren — pfui Deibel!“

„Ach, und deshalb haben Sie die Verlobung aufgelöst?“

„Ja? Ree, aufgelöst hat die Olle.“